

Nr. 277. Bromberg, den 1. Dezember 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(11. Fortsetzung.)

Na, daß der Krieg nun bald zu Ende sein wird, darüber besteht ja auch kaum ein Zweifel. Der Alte erzählt und erzählt. Und Heyken denkt: und nichts von Annemarie und — dem Verlobten? Von zu Hause? Hat der Müller doch geschwindelt? Man weiß doch, was der Wunsch Repkows war — schon vor dem Kriege!

Doch, da sagt der eben:

„Auch vom Repkowhof neulich Nachricht gekriegt, Adolf. Geht da alles seinen Gang. Annemarie hofft mit Frau Jutta, daß wir nun bald wieder zurückkommen werden. Ja, ja — ohne Männer halten sie's auf die Dauer doch nicht aus, hahaha!"

Er lacht dröhnend und klopft Heyken auf die Schulter.

„Mach mir nur zum Schluß hier keine Dummheiten, mein Lieber." Er zwinkert vielsagend mit den Augen.

Heyken errötet leicht. Er weiß schon, was Repkow andeuten will. Einmal wird der Repkowhof ja einen Herrn brauchen, der zusammen mit Annemarie — ach —

Er seufzt unwillkürlich. Eyke von Repkow lacht gutmütig. Eine Seitenlinie soll den Hof nicht kriegen, das ist längst beschlossen bei ihm. Die Annemarie muß ihn behalten — und wenn der Adolf noch die gleichen Gefühle für sie hat wie früher, wird sich auch die Regulierung der Schulden von selbst und auf die beste Art erledigen.

„Sehnsuchtsseufzer, mein Junge?"

„Könnte schon leicht sein", gibt Heyken zu und denkt: Er weiß also nichts von dem, was der tote Müller einmal behauptet hat. War es also doch Lüge? Oder — wußte selbst Frau von Repkow nichts von dem, was sich vielleicht zwischen dem jungen Leutnant und Annemarie angesponnen hatte?

Aber was nützt das Grübeln darüber? Es gibt keinen Leutnant Müller mehr. Und der Manfred gehört ihm. Er wird auf ihm einmal nach Hause reiten, dann wird sich schon alles von selbst aufklären. Hat man erst Paris genommen, wird man wohl auch das Herz der Jugendliebe erobern. Man ist am Ende das Erobern gewöhnt.

Seine Gestalt strafft sich.

„Ich hoffe, Herr von Repkow, daß ich für meine Person nach dem Einmarsch in Paris den eigentlichen Siegerlohn auf Ihrem Hof finden werde. Aber bitte — warten wir beide erst ab. Manchmal ist ein Mädchenherz schwerer zu erstürmen als eine kanonengespickte Festung."

„Hahaha", lacht Eyke von Repkow behaglich. „Um so beglückender ist dann auch der Sieg. Ich meinerseits denke, daß er dir nicht so schwer fallen wird."

Er weiß also wirklich nichts, geht es Heyken durch den Kopf, und er spürt nun erst eine wundervolle Erleichterung. Es ist ja kaum anders möglich, daß der Tote, der sowieso nicht mehr gefährlich werden könnte, eine Tändelei mit Annemarie ernster genommen hat, als Annemarie sie selber hielt. Weiß Gott, aus welcher Augenblickslaune heraus man ihm damals den Manfred überließ. Vielleicht war es einfach nur Dankbarkeit der Frauen dem schwerverwundeten Vaterlandsverteidiger gegenüber.

Man sitzt noch eine Weile beieinander und spricht von diesem und jenem. Dann ruft die Pflicht den Oberst von Repkow wieder in sein eigenes Quartier zurück.

Es gibt noch einige Gefechte vor Paris. Dann geht der März seinem Ende zu, und Paris öffnet die Tore. Ein Feldzug ist verloren, es hat keinen Zweck mehr, weitere Menschen zu opfern. Der große Korse beugt sich zum erstenmal einem Stärkeren oder seinem Schicksal.

Einzug in Paris!

Wie ein Lauffeuer durcheilt diese Kunde ganz Deutschland. Ein tiefes Aufatmen geht durch das Land. Es ist wie ein heimliches Muskelsteifen und Nackenaufrecken.

Napoleon besiegt! Die Geißel Europas zerbrochen!

Und dazu wehen neue Frühlingswinde und machen die Herzen weit. Nun hat sich wirklich alles, alles gewendet. Über Städte und Dörfer wölben sich Triumphbogen, aus dem ersten neuen Grün geflochten.

In Paris finden die ersten Friedensverhandlungen statt.

Glocken läuten überall: Frieden, Frieden! Die Kirchen sind voll von dankbaren Andächtigen und stummen Betern, die der Gefallenen gedenken. Frieden, Frieden! Die Welt wird wieder blühen und in Ruhe und Sorglosigkeit schaffen können.

Tausende und aber Tausende warten auf den Vater, den Bruder, den Liebsten, der heimkehren wird. Tausende und aber Tausende blicken alltäglich zu irgend einem Tor hinaus auf die Chaussee, die von draußen heranführt, ob nicht in einer Staubwolke Uniformen oder Zaumzeug aufblinkt und der Schritt heimkehrender Soldatenkolonnen zu hören ist. Tausende und aber Tausende Mädchenaugen haben einen hellen Glanz bekommen wie seit langem nicht, da sie im Geiste schon den Jochen oder den Fritz oder Otto, und wie so Mannsvolk eben heißt, noch mit Tornister und in verstaubten Uniformrock und mit braunem und vielleicht auch vernarbtem Gesicht vor sich stehen sehen, und das Gewehr fällt gegen die Erde, und man küßt einen bärtigen Mund, der das nur noch ungeschickt kann, weil er's so lange entbehrt hat, und es ist eine mordsmäßig glückliche Stunde.

Und dann kommen wirklich die ersten Trupps der Heimkehrer über die Landstraßen.

Manch Mädel steht wohl umsonst am Zaun oder vor der Tür, steht noch viele Wochen lang umsonst, bis sie's glauben muß, daß der eine, auf den sie gewartet hat, nie mehr wiederkommen wird. Auch Frankreichs Boden hat noch viel Blut getrunken.

Auch am Repkowhof ziehen sie vorbei, die Heimkehrer. Es ist ja schon Mai, und der Frieden ist unterschrieben. Die Truppen können nach Hause. Es gibt Tränen und Lachen im Dorf. In allen Höfen.

Der Herr Eyke von Repkow hat Nachricht gegeben, daß sich seine Rückkehr noch ein bißchen hinziehen wird, es ginge ja alles nicht so schnell.

Nun, man wird warten können.

Auch Annemarie kann warten — muß warten. Sie sitzt viel in diesem Frühling an ihrem Brunnen unter der Linde, und ihr Herz ist voll bittersüßer Erwartung.

Einer wird kommen — muß ja doch kommen! Auf einem weißen Pferd. Und sie wird ihn sehen, wenn er noch weit draußen zwischen den Feldern ist.

Einer wird kommen, auf den auch sie gewartet hat, einen falben Herbst und einen weißen, langen Winter lang. Der Schreck, den sie damals im Winter gehabt, als auf den Hof sich der Stier losgerissen, ist lange überwunden. Es war eine dumme Vision. Vielleicht waren die Spukgeschichten im Winter daran schuld gewesen und die Schimmelbaronin. Jetzt im Frühling möchte man über solche Gruseleien lachen.

Nur gut, daß die Mutter damals nichts gemerkt hatte. Die hatte wohl geglaubt, es wäre nur der Schreck über den Krach auf dem Hof gewesen, der sie so plötzlich in eine Ohnmacht stürzte.

Ja, das ist nun alles vergessen, längst vergessen.

Vielleicht hat es Mühe gekostet, jene Vision wirklich zu vergessen, aber davon will Annemarie jetzt nichts mehr wahr haben. Jetzt ist Frühling! Der Krieg ist zu Ende. Die Einsamkeit und das Grauen der Winternächte ist vorbei, und alle Menschen sind voll neuer Hoffnung und Fröhlichkeit.

Und wenn da auch so viele Nächte einer tiefen Trostlosigkeit um das Schicksal des Geliebten gewesen sind, von dem sie keine Zeile mehr zu lesen bekommen hat — auch die sind vorbei. Und es wird ja auch nicht so einfach gewesen sein, aus Frankreich Nachricht nach dem Repkowhof gelangen zu lassen.

Man kann ja so viele Tröstungen für das Herz finden, wenn man sie finden will.

Annemarie von Repkow sitzt am Brunnen vor der Mauer.

Einer wird kommen, schlägt ihr Herz jeden Morgen aufs neue. Einer muß ja kommen.

Fühlst du nicht, wie ich warte, Wilhelm?

Ach ja, es ist ein weiter Weg aus Frankreich nach dem Repkowhof. Man muß geduldig sein. Es sind ja längst noch nicht alle zurück. Ach, auch eine Heimkehr ist nicht so einfach.

Einer wird kommen, Annemarie.

Weißt du wirklich, wer es sein wird?

Es geht in den Juni hinein. Die Obstbäume stehen in Blüte und verströmen ihren zarten oder herben Duft. Die Abende werden schon lang und sind so milde und voller Träume.

Was raunst du da, alter Lindenbaum? Was flüsterst du, alter Brunnen? —

Neuntes Kapitel.

Die Linde sieht weit, sehr weit. Zumal an diesen hellen, lichten Junitagen, wo die Luft noch so rein und klar ist.

Aber noch weiter sieht vielleicht Annemarie oder ihr Herz mit der Intensität ihres Ahnungsvermögens.

Ja — da kommt ein Reiter über die Felder.

Es ist in der Abenddämmerung, und er ist noch weit, er kommt allein, ohne Begleiter, und es blinkt an seiner Brust und an der Seite über der Satteltasche des Pferdes. Silberne Schnüre und Sporen und ein Degen und glänzendes Zaumzeug.

Annemarie von Repkow lächelt still. Das Herz schlägt ihr bis zum Halse. Oh, sie weiß, es kommen jetzt viele allein zurück. Und mit wem sollte auch Wilhelm gemeinsam kommen? Er hat niemanden als sie.

Sie weiß, daß der Reiter über die Felder und Wiesen kommt, ohne ihn noch zu erkennen. Ja, ohne ihn gleich überhaupt gesehen zu haben. Aber da stand ein fernes Wiehern in der Luft. Und da ist ihr Herz beinahe stehen geblieben.

Wie hätte sie jemals Manfreds Stimme vergessen können!

Und dann wird der Himmel verhängter von den Schatten des Abends, und in der Linde ist ein tiefes Raunen. Fern wiehert ein Pferd nochmal auf, aber es ist schon sehr viel näher, und Annemarie lehnt sich gegen den dicken Stamm der Linde und breitet beide Arme aus, um ihn zu umschlingen.

So steht sie und wartet.

So wartet eine Liebende, die mit allen Sinnen und allem Denken bei dem Geliebten ist.

*

Manfreds Nüstern schnauben. Sein seidiger Schweif schlägt ein fröhliches Rad. Er hat längst die Heimat gespürt. Er hat lange die Linde mit dem Brunnen erspäht. Er hat auch schon die Dächer des Repkowhofes gesehen. Und vielleicht fühlt er auch schon Annemaries Nähe.

Nun hat er die feste Erde der Wiese des Brunnenplatzes unter den Hufen.

Noch drei Minuten und er wird in den Repkowhof einreiten. So denkt auch der Reiter. Und hat ein frohes und triumphierendes Lächeln im Gesicht.

Da klingt ein leiser Schrei:

„Manfred!"

Der stutzt, dann wiehert er hellauf. Ein richtiges, fröhliches Pferdelachen.

Und noch ein Schrei klingt:

„Wilhelm!"

Eine helle, flatternde Gestalt löst sich aus dem dunklen Schatten der Linde. Rennt auf Manfred, auf den Reiter zu. Der ist zusammengezuckt. Eine kleine Falte quer durch die Stirn hat das Lächeln ausgelöscht, wie mit einem Schlage.

„Wilhelm", ruft und seufzt und lacht das Mädchen und ist schon bei Manfred, der mit den Füßen stampft und den Kopf wirft und gewaltig durch die Nüstern schnaubt und sich den Hals kraulen läßt — und dann sagt der Reiter da im Sattel:

„Guten Abend, Annemarie, du hast mich wohl im Dunkeln nicht erkannt. Ich bin der Adolf von Heyken."

Er springt aus dem Sattel, und macht es noch rechtzeitig genug, um die helle Gestalt da auf der Erde neben Manfred fest um die Hüften zu fassen und auf den Füßen zu halten.

„Na, na", sagt er. „Was denn? Aber Mädchen! Angst etwa vor dem Adolf? Bald zwei Jahre nicht gesehen, na ja. Da sind wir also wieder. Ich wollte gerade zu euch. Dein Vater ist ja wohl noch nicht zurück. Ich habe Grüße von ihm zu bestellen. Er wird ja auch bald da sein. Ich kam vor zwei Tagen. Zeit, mich bei euch vorzustellen, ja?"

Er redet hastig daher. Der Name Wilhelm ist ihm wie ein Geschoß gegen die Stirn gefahren. Man muß das schnell vergessen. Man wird erklären müssen, wie man zu Manfred kam. Lieber Gott!

Da hat sich Annemarie wieder eingefangen. Sie fühlt, wie eiskalt ihr ist, wie sehr bleich ihr Gesicht sein muß. Die Knie zittern ihr, aber sie hält sich tapfer aufrecht.

„Oh — du bist es, Adolf", sagt sie. „Ich erkannte nur Manfred."

Und dann zerflattert ihre Stimme und sie keucht:

„Du, Adolf, wie kommst du zu Manfred?"

Adolf von Heyken errät in diesen Minuten, daß der Leutnant nicht gelogen hat.

„Ich, ich habe gedacht, es wäre meine Pflicht gewesen, Manfred nach Hause zu bringen, Annemarie. Er hätte ja wohl allein nicht gefunden, nicht wahr? Und es war immerhin ein guter Zufall, daß — daß ich ihn draußen fand."

Annemarie fühlt ihre Knie wieder schwächer werden. Sie beißt die Lippen aufeinander, um über die Schwäche hinwegzukommen.

„Komm zur Bank da, Adolf. Ich muß wissen, wo du ihn gefunden hast."

Adolf von Heyken hat sich seinerseits gut in der Gewalt. Nur nichts verraten von dem, was er von dem Leutnant Müller gehört hat. Nur so tun, als wüßte er von nichts. Als hätte er auch vorhin den Namen nicht gehört.

„Ja, Annemarie", sagt er, nachdem sie sich gesetzt haben und Manfred über die wohlbekannte Wiese trottet, um hier und da begrüßunshalber zu schnuppern, „siehst du, das war ein rechter Zufall. Ich begegnete da draußen einem Leutnant von den Jägern. Netter Kerl. Draufgänger. Wir lernten uns flüchtig, wie das im Kriege unter verschiedenen Regimetern nicht anders sein kann, kennen. Ein bißchen erstaunt war ich ja, als ich dann sein Pferd sah, den Manfred. Er erzählte, daß er verwundet eine Weile auf dem Repkowhof gelegen habe und dann von dir oder deiner Mutter das Pferd bekommen habe."

Annemarie hat die Hände über dem Herzen gefaltet. Es schlägt leise und matt. Es ist kein jubelndes Herz mehr. Es flattert nur noch wie ein flügellahmer Vogel.

Adolf von Heyken schweigt. Aber Annemarie sagt still:

„Sprich nur weiter."

Ja, denkt er, es ist auch besser, sie erfährt's gleich.

„Bei La Rothière hat dieser Jägerleutnant auf besonders gefährdetem Posten gestanden. Es war eine heiße Sache, weißt du. Fast alle Offiziere und der größte Teil der Mannschaft sind dabei geblieben. Es war ein Todesgraben, den sie bis zum letzten Mann halten mußten. Sie haben ihn gehalten — bis in den Tod hinein."

Und wieder Schweigen.

Annemarie hält den Kopf tief gesenkt.

„Am andern Morgen fand ich Manfred allein. Es gab viele Pferde, die auf einen neuen Reiter warteten."

Adolf von Heyken schnippt mit dem Finger.

„Ein schöner Soldatentod, Annemarie! Diese Jäger haben uns mit zur neuen Freiheit verholfen. Aber was ist denn? Manfred lebt doch —"

Ein Schluchzen. Still und verhalten.

„Du mochtest ihn wohl gern, den Leutnant? Es tut dir leid um ihn? Ach, Annemarie, es sind so viele nicht zurückgekehrt."

Nur nichts verraten, denkt er verbissen. Ich weiß nichts weiter. Ich habe nichts gehört. Sie hat ihn vergessen. Ich habe immerhin das Pferd mit heimgebracht. Ein Toter kann kein Herz mehr verwirren. Tote kommen nie wieder.

Annemarie von Repkow hat die Hände in den Schoß sinken lassen. Ein heißer, bedrückender Gedanke irrt durch ihren Kopf. La Rothière! Sie weiß längst, das war der Tag, an dem sie jene dunkle, erschreckende Vision hatte in dem Augenblick, da auf dem Hof der wilde Lärm war und die Mutter zum Fenster trat, um zu sehen, was es gäbe. Für sie selber hatte es wie Schlachtenlärm geklungen. Und sie selber hat Wilhelm mit weit aufgerissenen Augen liegen gesehen und nach ihr rufen hören.

Es war also doch eine Vision gewesen. Kein bloßes Schreckgespinst. Und die Schimmelbaronin in der Neujahrsnacht hatte wohl wieder einmal ihre tiefere Bedeutung gehabt.

(Fortsetzung folgt.)

Philipp Otto Runge.

Zum 125. Todestag des großen niederdeutschen Malers am 2. Dezember 1935.

Von Professor F. **Wippermann**-Bad Münster.

Die starken innen- und außenpoltischen Spannungen der letzten Jahre haben uns nicht so recht zum Bewußtsein kommen lassen, welch schweren Verlust die deutsche Kunst, das ganze deutsche Geistesleben durch den Brand des Münchener Glaspalastes (im Juni 1931) erlitt. Vor allem trifft uns schwer und schmerzlich der Untergang so vieler Bilder der Romantiker, deren wahrer Wert erst in der jüngsten Zeit erkannt worden ist und die jetzt anfangen, in unserm Volke wirkende, werbende Kraft zu entfalten. Unter ihnen sind besonders zwei niederdeutsche Künstler, die zu unsern größten Meistern der Farbe gehören, die beiden Pommern Philipp Otto Runge (1777 bis 1810) und Kaspar David Friedrich (1774 bis 1840).

Eine herbe Tragik ist über das Leben und Schaffen Runges gebreitet. Kaum dreiunddreißig Jahre alt, starb er dahin, bevor seine Künstlerkraft zur vollen Entfaltung kam, bevor er die mächtigen Pläne, die ihn bewegten, hatte ausführen können. Sein großes Gemälde „Der Morgen", das seinem Künstlergewissen nicht voll genügte, mußte der Bruder auf den Wunsch des Sterbenden zerschneiden. Das Herrlichste davon ist uns freilich erhalten geblieben, zumal jenes Stück daraus, das „Kind auf der Wiese". Wie einst beim großen Hamburger Brande die Platten zu Runges „Tageszeiten" und anderes aus seinem Werk vernichtet wurde, so beklagen wir bei dem Münchener Unglück den Verlust eines seiner schönsten Bilder, — „Wir drei" betitelt, ein Bildnis des Malers, seiner Gattin und seines Bruders, das einen seltsamen Reiz auf den Beschauer ausübt, auf den ersten Blick fast befremdend in seiner seltsamen niederdeutschen Verhaltenheit und seinem Ernst, bis wir dann, in das Innere des Bildes eindringend, die ganze Innerlichkeit und Innigkeit dieser Menschengesichter in uns aufnehmen.

Um dieses Meisterwerk der nicht zu reichen deutschen Bildniskunst großen Stils sind wir in München ärmer geworden; umso mehr haben wir Anlaß, uns jener anderen Gemälde zu erfreuen, in denen Philipp Otto Runge Züge und Haltung, oder vielmehr Wesen und Seele seiner Verwandten und Freunde festgehalten und uns Nachgeborenen überliefert hat, wie jenes herrlichen Bildes, das seine Eltern wiedergibt und das niemand vergißt, der in der Hamburger Kunsthalle vor diesem großen Stück der Menschenschilderung gestanden hat. Lebensernst, kräftig und aufrecht schreiten diese Niederdeutschen über die Erde, bodenfest — aber in ihrem Blick liegt ein Hauch von schlichter Hoheit, ein Glänzen des Überirdischen. Ist es anders mit dem einen von Runges Selbstbildnissen, dem echten Romantikerkopf mit den tiefen, ernsten Augen? Und seine Kinderbilder mit ihrer verblüffenden Wirklichkeitstreue und zugleich voll traumhaften Seins!

Und doch trug der Künstler in seiner Brust das stolze Gefühl, daß er über die Bildniskunst hinaus berufen sei, die deutsche Malerei zur Darstellung des Unbegrenzten, des Geheimnisvollen, des Sinnbildhaften emporzuführen. Aber früh auch dämmerte dem Todgezeichneten das schicksaldunkle Bewußtsein, daß seine Kräfte nicht mehr dazu ausreichen würden. Wie so manchen edlen Geist der Romantik, wie Novalis und Wackenroder, wie Burns und Keats, raffte ihn ein früher Tod dahin, verzehrte ihn rasch inneres Feuer und äußeres Leid. Und als sei der Tragik damit noch nicht genug, waltete auch böses Mißgeschick über seinem hinterlassenen Werk — ähnlich wie über seines Heimat- und Zeitgenossen Friedrich Leben und Schaffen, der lange nach Runge, 1840 — starb, vergessen von der Mitwelt. Da wir diese beiden deutschen Künstler schätzen gelernt hatten, mußten wir den Verlust edelsten, deutschen Kulturgutes umso bitterer beklagen.

Mark Twain-Anekdoten.

Der Uhrensammler.

Als Mark Twain mit dem Dichter George Washington Cable eine Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten unternahm, schliefen die beiden in einer Nacht im Haus des berühmten Karikaturisten Thomas Nast, der nebenbei den Ruf eines spleenigen Uhrensammlers besaß. Im Schlafzimmer der beiden Dichter tickten also mehrere Dutzend Pendel- und Weckeruhren, bis Mark Twain wütend wurde und mit Cable eine nach der andern in den Garten hinaustrug. Der Hausherr rächte sich an den beiden dadurch, daß er sie im langen Nachthemd abkonterfeite und die Zeichnung an eine ganze Anzahl von Zeitungen gab.

Eifersucht.

Mark Twains Frau war bekannt wegen ihrer Eifersucht. Wütend donnerte sie ihn eines Tages an: „Mark, du vergißt schon wieder, daß du verheiratest bist!" Gelassen erwiderte der Dichter: „O nein, meine Liebe! Wenn ich eine ausnehmend schöne Frau zu Gesicht bekomme, dann wird mir das ganz deutlich bewußt!"

„Für fünf Dollar!"

Als Mark Twain Gast eines besonders protzigen Bostoner Millionärs war, begleitete der Hausherr seine Aufforderung, doch recht kräftig den vorzüglichen Früchten zuzusprechen, mit allerlei Renommistereien: „Diese kalifornische Traube hat zwei Dollar und jener Pfirsich einen Dollar gekostet." Der Dichter betrachtete andächtig die teuren Gewächse und sagte, als ihn der Krösus fragte, wieviel Trauben er ihm geben dürfe: „So etwa für fünf Dollar, mein Herr!"

Papier und Marke.

Der englische Schriftsteller Ballentine ärgerte sich darüber, daß er von Mark Twain lange keine Antwort erhalten hatte und schrieb ihm: „Sehr geehrter Herr, wann bekomme ich von Ihnen endlich Antwort? Ein Briefbogen und eine Briefmarke liegen bei." Der Dichter erwiderte postwendend auf einer Ansichtskarte: „Marke und Papier erhalten. Wann folgt der Briefumschlag?"

Schlafwandler.

Bei einer Gesellschaft wurde der Dichter gefragt, ob er nicht auch medizinische Kenntnisse hätte und welches Heilmittel man gegen das Schlafwandeln anwenden könnte.

Mark Twain erwiderte: „Hier weiß ich ausgezeichnet Bescheid. Mein Rezept ist hier; gehen Sie damit in ein Eisenwarengeschäft!" Erstaunt erwiderte der Frager: „Ich dachte in eine Apotheke?" — „Nein", entgegnete Mark Twain, „lesen Sie doch mein Rezept!" Auf dem Papier stand: Ein halbes Hundert Reißbrettstifte. Täglich abends einen großen Löffel voll vor das Bett hingestreut!

Golf.

Mark Twain war ein großer Freund des Golfspiels und versäumte keinen Sonntag, um auf seinen geliebten Golfplatz zu gehen. Einer seiner Freunde traf jedoch eines Tages den Ball nicht, sondern nur die Erde. Ein Klümpchen flog Mark Twain ins Gesicht. Als man ihn fragte, wie ihm der neue Golfplatz gefalle, erwiderte der Dichter: „Ausgezeichnet! Es ist der beste, den ich je in den Mund genommen habe."

Die Streiknummer.

Mark Twain redigierte einige Jahre den berühmten „Arizona-Kiker", dessen Drucker plötzlich streikten. Der Dichter nahm die Sache nicht tragisch und versuchte ein Ersatzblatt herzustellen, dem er folgende Vorrede gab: „Der Vorlüger dieser Zeitung wäscht seine Hände in Unschuld, er hatte alle Hobel in Bewegung gesetzt, das beleibte Blatt herstellen zu lassen. Unter dem Dreck der Verhältnisse wurde es von Lehrlingen und Rindern gesetzt. Alle sollten es saufen, das ist unser Punsch! Bestellungen nehmen alle Pestanstalten und Schandbriefträger entgegen. Redaktion und Verlachs-Anstalt."

Jägerlatein.

Mark Twain war ein großer Jäger vor dem Herrn und konnte natürlich, wie ein richtiger Nimrod, mächtig aufschneiden, wenn es bei einem Jagddiner ans Erzählen ging. Als man bei einem Jägerbankett in einem Newyorker Hotel davon sprach, daß man gewisse Sorten von Wildbret erst einige Tage oder gar Wochen aufheben müsse, damit sie den richtigen „haut-gout" bekämen, erzählte Mark Twain folgende Geschichte: „Ich war in Far-West, nur von einem Neger begleitet, viele Kilometer von der nächsten bewohnten Siedlung entfernt, auf der Jagd, als wir dem Verhungern und Verdursten nahe waren. Unser Proviant war zu Ende und der Wasserschlauch geleert. Da tauchte ein Fasan vor mir auf, ich hob das Gewehr an die Backe und schoß. Der Vogel lag vor mir, ich steckte ihn in den Rucksack und trug ihn zehn Tage umher, bis er den rechten Duft von sich gab." Ein neugieriger Bekannter platzte mit der Frage dazwischen: „Aber Mark! Was haben Sie denn unterdessen gegessen?" — Mit eisiger Miene erwiderte Mark Twain: „Den Neger natürlich, du Schaf!"

Fluchen.

Mark Twain hatte sich als Lotse und Goldgräber das Fluchen angewöhnt, eine Eigenschaft, die das Entsetzen seiner Frau erregte. Eines Tages sagte sie zu ihm: „Mark, steck dir doch jedesmal einen Stein in die Tasche, wenn du wieder zu fluchen beginnst!" Mark Twain versprach seiner Frau hoch und heilig, die Sache mit den Steinen getreulich zu befolgen und kehrte dann nach drei Stunden schleppenden Ganges, ächzend und stöhnend, vom Golfplatz zurück. Unter dem strengen Blick seiner Gattin entleerte er die Taschen von etwa hundert Steinen kleineren Kalibers und sagte: „Die ganz großen Steine für die ganz langen Flüche bringt der Golfjunge in der Schubkarre hinterher!"

Die schwarze Katze.

Der amerikanische Dichter leistete sich eines Tages einen Aprilscherz und gab in sämtlichen Morgenzeitungen von Newyork folgende Anzeige auf:

„Eine ganz schwarze Katze, so schwarz, daß man sie im gewöhnlichen Licht nicht gleich sieht, ist verloren gegangen. Abzugeben bei Schriftsteller Mark Twain, X Avenue 121."

Am andern Morgen schellte ein kräftiger Mann mit einer schwarzen Katze an der Tür des Dichters, als dieser noch in süßem Schlummer ruhte und verlangte mit energischen Worten, Herrn Mark Twain zu sprechen. Hinter ihm stieg bereits ein zweiter glücklicher Finder die Treppe herauf und unten an der Haustür hatte sich ein Trupp von Menschen mit schwarzen Katzen zum Besuch des Dichters versammelt. Mark Twain blieb nichts anderes übrig, als schleunigst durch eine Hintertür das Haus zu verlassen.

Die Absage.

Als Mark Twain den Höhepunkt seines dichterischen Ruhmes erreicht hatte, wurde er mit Einladungen zu Banketten förmlich bombardiert. Wütend schickte er eines Tages an den „Lotos-Klub" auf dessen Einladung ein Absagetelegramm, das in der üblichen Form zwischen Fisch und Braten laut verlesen wurde: „Kann nicht kommen. Lüge folgt mit nächster Post."

„Warum lebe ich?"

Mark Twain wurde wie alle geplagten Schriftleiter täglich mit einem Stoß unbrauchbarer Einsendungen, vor allem Gedichten, überschüttet. Ein besonders blödes Erzeugnis der Dichtkunst trug den Titel „Warum lebe ich?" Wütend schickte Mark Twain das Poem zurück, da Rückporto beigelegt war, und machte nur neben dem Titel den Vermerk: „Weil Sie es nicht gewagt haben, das Zeug persönlich abzugeben!"



Bunte Chronik



Giraffen vor dem Aussterben bewahrt.

Die wenigsten Menschen wußten, daß jahrelang der Verlust einer besonders kostbaren Tierart drohte, der Giraffen. In allen Teilen Afrikas haben während des Weltkrieges Kämpfe und Schießereien stattgefunden. Dadurch sind die Giraffen so verstört und verängstigt worden, daß sie hilflos herumjagten, und die Fälle, in denen sie sich mit den Köpfen in Telegraphendrähten verfingen, waren schon nicht mehr zu zählen. Zahllose Male wurden sogar von den großen Tieren die Telegraphenmasten völlig umgerissen. Um sich davor zu schützen, ließen in jenen Jahren die Militärbehörden die Giraffen abschießen, wo man ihrer nur habhaft werden konnte, und Hunderte von Tieren wurden auf diese Weise vernichtet. Dadurch war aber auch die Zahl der letzten Giraffen verschwindend klein geworden, und die Zoologen sahen bereits mit Schrecken das Aussterben der Art vor sich. Mit dem Ende des Krieges wurden sogleich umfassende Schutzmaßnahmen für die kostbaren Tiere eingeleitet, die, wie man jetzt erfährt, wirklich zu einem erfreulichen Ergebnis geführt haben. Dadurch, daß der Abschuß von Giraffen verboten wurde, haben sich die Tiere wieder in erfreulicher Weise vermehrt, seit zwei oder drei Jahren ist ihre Zahl im ständigen Wachsen begriffen. Der Gefahr des Aussterbens der Giraffen ist damit Einhalt getan.



Lustige Ecke



Zu spät gelesen . . .

Ino Krumpelt war beim alten Umlauf in Dresden in Pension. Ino bekam von seinen Eltern eines Tages eine große Geburtstagskiste mit tausend Näschereien. Schokolade war darin und Bonbons und Bananen und Pfefferkuchen und zwei große Torten. Ein Geburtstagsbrief mit tausend guten Wünschen und zärtlichen Mutterworten lag obenauf.

Ino fraß sich krank und mußte ins Bett. Die Mutter eilte an sein Krankenlager: „Ich hatte dir doch ausdrücklich in dem Geburtstagsbrief geschrieben, Ino — du solltest dir alles schön einteilen und nicht alles auf einmal aufessen!"

Der Kleine schluckte: „Weißt du, Mutti, als ich dazu kam, deinen Brief zu lesen, hatte ich schon alles aufgegessen —"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.